

Die Leiche ist nicht tot

«Meienbergs Tod» in Basel uraufgeführt

Immer schneller erobern die freien Gruppen die grossen Häuser, genauer: werden sie aufgesaugt von den erneuerungsdurstigen Stadttheatern. Jüngstes Beispiel: die Gruppe 400asa um das Berner Duo Lukas Bärfuss (Autor) und Samuel Schwarz (Regie). Keine zwei Jahre ist's her, da sind sie erstmals aufgefallen mit Horvaths «Italienischer Nacht». Weil die Fördergelder im benötigten Umfang ausblieben, machten die Newcomer aus der Not eine Tugend und boten das Stück frontal als szenische Lesung an Tischen, so konsequent asketisch und mit dem luftigen Charme der Halbprofessionalität, dass die Inszenierung zum durchschlagenden Erfolg wurde, ans Zürcher Theaterspektakel und bis nach Berlin und Leipzig eingeladen wurde. Mit der Folgeproduktion «Medeäa. 214 Bildbeschreibungen», einer szenischen Coverversion des Films von Lars von Trier, waren sie letztes Jahr bei den Wiener Festwochen zu Gast, und eben haben sie «Die lange Reise von Klaus und Edith durch den Schacht zum Mittelpunkt der Erde» am Schauspiel Bochum hinter sich. Nächstens folgt jenseits des Atlantiks Boston und sein New Theatre Festival. Und ab kommender Saison wirkt Samuel Schwarz an Volker Hesses Gorki-Theater in Berlin. Vorher aber ist noch Basel dran. Und Meienberg.

Monument der Widersprüchlichkeit

«Meienbergs Leiche stinkt nicht», lassen die Berner Senkrechtstarter vorsorglich verkünden, «denn sie wurde verbrannt.» Die Asche streuten die Angehörigen in den Oberlauf der Seine. Was bleibt? Und wie soll man sich ihm nähern, diesem Monument der Widersprüchlichkeit? Es gibt das journalistische und dichterische Werk in seiner ganzen Spannung zwischen flammender Polit-Sozial-Reportage und brüchigster Liebeslyrik. Es gibt die akribische Biographie von Marianne Fehr, die, fern jeder Hagiographie und Häme, ein Psychogramm nachzeichnet zwischen demokratischer Leidenschaft und autoritärstem Gehabe, zwischen Aggression und Regression, Selbsthass und Grössenwahn. Es gibt den Film, der Meienberg im Spiegel seiner Zeitgenossen dokumentiert. Was will uns «Meienbergs Tod» auf dem Theater Neues erzählen?

Das Tandem Bärfuss/Schwarz fährt eine ganze Batterie Distanz schaffender Verfremdungstechniken auf. Sie nennen ihr Stück eine Grotteske und haben darin nicht Unrecht. Die Schauspieler lassen sie in Barockkostüme samt Weisshaar-Perücken stecken (Bühne und Kostüme Esther Schmid) und zeigen Meienbergs Tod als Theater auf dem Theater «anhand einiger Szenen, von denen man annimmt, sie seien gegriffen aus seinem Leben». Die Szenen- Schnipsel werden zusammengehalten vom Chor des ganzen Ensembles, dessen gestelzt episierende Überleitungen und Kommentierungen mehr an Dürrenmatt als an Brecht erinnern, aber auch das nur sehr von ferne. Und manchmal schlägt ein Musicus (Frank Heierli) gar schön dazu die Laute. Am lautesten aber hört man – mindestens bis zur Pause – das Papier rascheln. Das mochte es etlichen Zuschauern angeraten erscheinen lassen, zum zweiten Teil nicht mehr zu erscheinen. Sie wurden – mindestens nach der Pause – ins Unrecht gesetzt.

Man kennt das Phänomen sonst eher vom Fussball. Der Trainer staucht die Mannschaft in der Kabine aufbauend zusammen, und die Elf stürmt wie verwandelt zurück aufs Feld. Auf der Kleinen Bühne des Theaters Basel wird's ein Abend für Michael Neuenschwander. Es ist, als hätte er als missmutiger Meienberg-Darsteller nun auch die Regie übernommen, als hinge ihm

das ewig nuschelnde Gefluhe in Sankt-Galler-Deutsch ganz gründlich zum Halse raus, und so tobt er auf Berndeutsch los und heult und intrigiert und schmolzt und zieht an allen Fäden mit einer Körperwucht und Sprachgewalt, dass man im Publikum unwillkürlich den Kopf einzieht. Jetzt, wo er nicht Meienberg spielen muss, ist er ganz Meienberg. Jetzt machen die Vermischungen von Privatem und Öffentlichem, das Herausfallen aus allen Rollen und Verbindlichkeiten das berserkerhaft Aufklärerische des Regel- und Selbstverletzers Sinn – und weh.

Der Rest ist Kabarett. Und hie und da von einigem Witz. Als dem kopulierenden Meienberg Hamlet erscheint – in der Figur von Nazi-line-Helfer Schlingensief –, erleidet der Sprachprotz eine Potenzschwäche. Die Realismus- Debatte mit Otto F. Walter wird zum eintönigen Monolog, weil Meienberg samt versammelter «WoZ»-Redaktion einfach wegschnarcht. Die Förderpraxis von Literaturkommissionen wie die Differenzierungslust der NZZ werden am Beispiel Meienberg durch den Kakao gezogen. Max Frisch verheddert sich in den meterlangen Meienberg-Faxen gegen den Golfkrieg und stirbt. Aber Franz Hohler überlebt dank zwei ironischen Mohrenköpfen.

Wut, Trieb, Häme

So werden einige Szenen aus dem Meienberg-Film szenisch gecovered. Nicht unbedingt auf hoch empfindlichem Material. Und mit über drei Stunden Spieldauer ist der Abend auch entschieden zu lang geraten. Zwei heute Dreissigjährige bemühen sich mit einiger Respektlosigkeit, die Bewunderung abzuarbeiten, die sie als Jugendliche für Meienberg empfunden haben müssen. Da kann und muss nicht der «ganze» Meienberg dabei herauskommen. Etwas mehr von seiner messerscharfen Ratio hätte aber kaum geschadet. Neben Wut, Trieb, Psychose und Häme. Ob die Berner Theaterstürmer sich in zehn, zwanzig Jahren mit dem sehr viel heutigeren, sehr viel spielerischeren, aber irgendwo nicht unverwandten Phänomen Schlingensief beschäftigen werden?

Alfred Schlienger

© Neue Zürcher Zeitung AG, 2002